

> **SPIEGEL ONLINE**

LITERATUR

Auftrag: Erschütterung

Ihre Väter sind Botho Strauß, Hans Magnus Enzensberger. Sie wollen eine neue „Gruppe 47“ gründen. Mit Pathos, Streitlust, Offenheit. Simon Strauß und Theresia Enzensberger haben ihre ersten Bücher geschrieben.





Autor Strauß: „Uns fehlt das Feuer“

Ein junger Mann schleicht heimlich in der Nacht in eine Bibliothek und trägt den eigenen Namen in ein Buch seines Vaters ein. Warum? Warum nicht ein eigenes Buch schreiben? Warum nicht in die Welt treten als neuer, unabhängiger, freier Mensch?

Der Berg der Traditionen wird höher und höher, je später wir geboren werden. Wie hoch müssen wir steigen, um selbst neu zu beginnen? Was muss man kennen, um nicht als Naivling die Bühne zu betreten? Wie viel Altes muss man gelesen haben, um zu wissen, was heute noch neu ist?

„Das hier schreibe ich aus Angst“, so Simon Strauß, 28. „Ich will die Zukunft bauen und die Vergangenheit abreißen“, schreibt Theresia Enzensberger, 30. Beide veröffentlichen in den kommenden Tagen ihr erstes Buch: Strauß ein literarisches Manifest über die Sehnsüchte eines jungen Mannes von heute, Enzensberger einen Roman über eine junge Frau in der Bauhaus-Kunstschule in den Zwanzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts.



Es sind beides Bücher gegen eine imprägnierte Welt. Imprägniert mit Egal, Ironie, Zynismus, Haben-wir-immer-schon-so-gemacht, Routine, Betonfloskeln, Gleichgültigkeit. Es sind Aufbruchswerke. Das verbindet die zwei Bücher. Und ihre Autoren sind durch ihre Herkunft miteinander verbunden. Sie sind Schriftstellerkinder, die Spuren, in denen sie gehen oder aus denen sie fliehen, sind auch Vaterspuren. Sie sind die Kinder von Botho Strauß, von Hans Magnus Enzensberger, zwei Männern, die die deutsche Literatur und die deutschen Geistesdebatten der vergangenen Jahrzehnte geprägt haben wie wenige andere. Hier kommen die Neuen, Strauß und Enzensberger II. Sie fangen jetzt an.

„Uns fehlt das Feuer. Der Mut. Wir ewigen Zweiten. Die wir nachts heimlich die eigenen Namen in die Bücher unserer Väter schreiben, in der Hoffnung, das Erbe gäbe uns Kraft.“ Das schreibt Simon Strauß in seinem Buch „Sieben Nächte“. Das klingt verzagt. Das ganze Buch schwankt zwischen Größenwahn und Selbstverkleinerung, zwischen Ich-Anklage und Egomane. Es ist ein Manifest für mehr Mut zum Pathos, für Sinnlichkeit,



Schriftstellerin Enzensberger: „ Für die Kunstwelt ein Schock“

Offenheit, Begeisterung, Gegnerschaft und Streit und Tränen.



Zunächst einmal ist es aber eine irritierende Anklageschrift gegen sich selbst: „Ich bin schon als Schwächling auf die Welt gekommen, und meine Privilegien haben mich nur noch weiter geschwächt“, schreibt Strauß. Er beschreibt den eigenen Opportunismus, die eigene Gefallsucht, das Strebertum, die Sucht, im Studium der Geschichte den Professoren nach dem Mund zu reden, sich selbst zu verleugnen, nur um denen zu gefallen, die ihm auf dem Weg nach oben nützlich sein können. „Für sie habe ich mein Herz verraten. Und mir am Abend beim Gläserspülen eingeredet, für Widerworte sei später immer noch Zeit.“

Strauß ist seit einiger Zeit Redakteur im Feuilleton der „FAZ“, er schreibt über Literatur und vor allem über Theater. Strauß ist von enormer Begeisterungsbereitschaft und Offenheit und Neugier. Er ist emphatisch jung. Er schreibt brutal subjektiv, über die Wirkung der Kunst auf ihn und die Welt. Das Gegenteil des alten „FAZ“-Stils, das Gegenteil vor allem des alten Theaterkritikers Gerhard Stadelmaier, der einer der Letzten war, die sich noch als einsame, objektive Kunstrichter sahen und stolz inszenierten.

Jetzt steht er hier am Hauptbahnhof in Berlin. Er ist gerade mit dem Zug aus Frankfurt gekommen. Am Abend ist eine Theaterpremiere, die er sich ansieht. Es ist sehr warm, es hat gerade geregnet, die Erde dampft. Strauß, rote Jacke, Kragen halb hochgestellt, weiche Mokassin-Slipper, ist wirklich nicht der Mann, von dem man den Satz „Uns fehlt das Feuer“ erwarten würde. Er ist sofort auf Temperatur.

Redet vom Theater, einer genialen Marthaler-Inszenierung, die er vor Kurzem in München sah, einer Theaterperformance irgendwo, bei der die Grenzen zwischen Zuschauern und Schauspielern, Spiel und Wirklichkeit verwischten und um Mitternacht überzeugte, mutige Mitmacher zur gemeinsamen Himmelfahrt mitgenommen wurden. Es hilft da gar nichts, Strauß skeptisch oder spöttisch anzusehen, über Mitmachtheater zu lächeln. Er ist ein Mitreißer.

Aber einer, der auch unversöhnlich ablehnt. Der designierte Intendant des Zürcher Schauspiels zum Beispiel, Nicolas Stemann, verkörpert für

Strauß alles, was er in der Kunst heute hasst: „Selbstgefälligkeit. Zynismus. Immer abgefedert durch einen ironischen Blick.“

Strauß sucht Gegnerschaft. Auseinandersetzung. Streit. Auch darum geht es in seinem Buch. Ein junger Mann probiert sich selbst und die Begriffe, die ihm wichtig sind, an der Welt aus. Er sucht Feinde, und er sucht die Gefahr. „Weil mir die Gefahr sonst nirgends begegnet, muss ich sie mir selber suchen“, schreibt Strauß. Und er beschließt zu sündigen. Die sieben Todsünden sollen es sein.

Es ist ein verstörend altmodisches Experiment wie aus einer anderen Zeit. Strauß ist bei allem Nach-vorne-Stürmen vor allem ein Traditionsbegeisterter, ein Rückwärtssehnsüchtler wie sein Vater. Er schreibt von „Einstweh“ und „Zorneslust“. Er fragt sich selbst: „Woher kommt dieses dumpfe, wehleidige Gefühl, zu spät geboren zu sein, in Zeiten zu leben ohne Arien und Rausch?“

Und er macht sich auf in die Welt, um Sünden zu begehen. Sieben Sünden in sieben Nächten. Hochmut zunächst. Er stürzt sich von einem Hochhaus, 150 Meter tief am Seil. „Und ich habe nicht geschrien. Nicht einmal geröchelt. Ich habe die Augen weit offen gelassen und fest in die Tiefe geschaut, als sie mich über die Kante schubsten. Bei strahlendem Vollmond. Habe gefühlt, wie es ist zu fallen, ins Nichts zu stürzen.“

Simon Strauß hängt am Seil. Aber eine Ahnung hat er jetzt davon, wie es ist, „wenn alles zu Ende ist, die Verzweiflung gesiegt hat. Alle Stuhlkreise, Aufputschmittel und Chatrooms versagt haben“.

Strauß bekämpft den Ennui in sich, die große Jahrhundertmüdigkeit. Er ist ein verwöhnter Décadent, der sich und seine Zeit noch einmal emporreißen will. Er ist ein Hase im Igelwettkampf der Erfindungen und Neuentdeckungen des Lebens. Wo immer er hinastet, wartet schon ein ausgeruht lächelnder Vorgänger. Was bedeutet es, heute jung zu sein, wenn Sechzigjährige ihre ewige Jugend feiern? Was bedeutet Opposition in einem Land, in dem die regierende Kanzlerin wie eine

Konsensmaschine < H >

jeden Widerspruch, sobald er groß genug geworden ist, in Regierungshandeln verwandelt?

Ein junger Mann rennt gegen die Gummiwände seiner Zeit und hofft, dass es irgendwann blutet. Echtes Blut. Wie damals, als der junge Rainald Goetz 1983 bei seiner Lesung in Klagenfurt vor Marcel Reich-Ranicki die Bühne betrat: „Es muss doch BLUTEN, ein lebendiges echtes rotes Blut muss fließen, sonst hat es keinen Sinn“, hatte er geschrieben und sich die wirkliche Stirn mit einer wirklichen Rasierklinge in der Wirklichkeit aufgeschnitten. Goetz stürmte voran, ins Subito, in den bewaffneten Widerstand in seinem späteren Kampfroman „Kontrolliert“.

Strauß stürmt zurück. Rilke. George. Benn. Das sind die konservativen Hausgeister, die er anruft und zitiert. Wenn er „Wollust“ sucht, besucht er einen Maskenball. Im Jahr 2017! Wo es vor Fetisch-Klubs, Gangbang-Partys nur so wimmelt, wo Klubs mit bekleideten Gästen seltener scheinen als Klubs mit nackten – da sucht dieser junge Mann die Wollust, so nennt er das, auf einem Maskenball. „Geht es noch? Heute noch Arthur Schnitzlers 'Traumnovelle' nachstellen?“, fragen wir ihn hier im dampfenden Berlin. Strauß entgegnet: „Nee, das ist doch 'Eyes Wide Shut'“, der Film von Stanley Kubrick. Ja, aber der war natürlich auch schon eine Schnitzler-Adaption.

Manche werden Simon Strauß der politischen Rechten zurechnen und ihn bekämpfen. Wie auch nicht? Sohn von Botho Strauß, der sich weigert, den eigenen Vater literarisch zu ermorden, und sich auf all die konservativen Geistesgrößen der Vergangenheit bezieht. Ästhetisch ist er unbedingt konservativ oder gar reaktionär? „Die Sprengköpfe der Dekonstruktion haben wir lange genug bewundert, jetzt ist wieder Zeit für ein paar große Architekten“, schreibt Strauß in seinem Manifest. Und als der SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz vor einer Weile Ernst Jünger als Linken bezeichnete, schrieb Strauß in der „FAZ“ einen wütenden – und nicht sehr klugen – Text gegen diese krakenhafte Vereinnahmung des Autors der „Stahlgewitter“ durch die SPD. Als wäre es nicht das wesentliche Geheimnis der Literatur, dass jeder in ihr lesen kann, was er in ihr zu lesen vermag. „Ja, sicher war der Text nicht gut“, sagt er jetzt. „Aber >

dass man Jünger zu einem 'Linken' machen will, das geht doch nicht. Auch der späte Jünger wollte noch die Monarchie zurückhaben. Es ist doch nicht alles einerlei. Fronten und Gegensätze sind wichtig. Wir dürfen doch nicht ständig alles verwischen.“

Streit. Widerspruch. Lebendigkeit. Antikonsens. Gespräche mit Menschen mit „Gesichtern, die leuchten“ wünscht sich Simon Strauß. Er schreibt: „Noch ist Zeit, gemeinsam zu streiten, eine Gruppe zu gründen mit dem Namen 'Neue Sinnlichkeit'.“ Vom Bahnhof sind wir in den nahe gelegenen Tiergarten gegangen, kreuz und quer die Wege entlang. Strauß bleibt immer wieder stehen, gestikuliert, ruft beinahe und sagt jetzt: „Das ist eigentlich das, was ich mir am meisten wünsche, als Ergebnis von diesem Buch: dass sich so eine Gruppe gründet. Etwas Gemeinsames.“ Warum es heute keine Gruppen mehr gibt, die nach Princeton fliegen, wie damals die „Gruppe 47“, fragt er sich selbst im Buch. So etwas soll es wieder geben. Doch war die alte „Gruppe 47“ einst als literarische Gruppe gegründet worden, die nach der Nazizeit vor allem das falsche Pathos aus der deutschen Literatur vertreiben wollte, stellt sich Strauß eine Gegen- gruppe vor: Gefühls- und Angriffsgruppe 17.

Eine junge Frau in einem Kreuzberger Café in der Wiener Straße in der Sonne. Theresia Enzensberger kennt Simon Strauß schon lange. Sie kennt auch seine bisherigen Versuche zur Gründung neuer Zusammenschlüsse. Sie war stets Teil davon. Vor einigen Jahren hat Strauß in Berlin einen „Salon“ gegründet, auch das ein Streitraum, in dem ein fester Kern junger, kulturell interessierter Menschen sich regelmäßig traf, Schriftsteller, Philosophen, Journalisten einlud, sie um einen Vortrag bat und dann bis tief in die Nacht mit ihnen trank und stritt.

"Woher kommt dieses dumpfe, wehleidige Gefühl, zu spät geboren zu sein, in Zeiten zu leben ohne Arien und Rausch?"

„Simon hat schon ein sehr romantisches Gefühl gegenüber Formen“, sagt Enzensberger in der Sonne und lacht. Und wer mache das heute schon >

noch, einen „Salon“ gründen? Das habe schon auch etwas Komisches. Trotzdem sei sie oft und gern dabei gewesen. „Ich war da die ‚Salon‘-Feministin“, sagt sie. Und: „Ich habe mich immer gestritten.“

Aber eine Liebe zu alten Formen ist auch ihr nicht fremd. Vor gut drei Jahren gründete sie ein eigenes Magazin auf Papier. Weil sie sich als junge politische Frau in den bestehenden Magazinen nicht repräsentiert sah. Und weil sie etwas Eigenes, etwas Neues gründen wollte. Auch da durchaus ihrem Vater folgend, der mit dem „Kursbuch“ und „TransAtlantik“ wahrlich legendäre Magazine der alten Bundesrepublik gegründet hatte. Es sollte „Block“ heißen, eben kein neues, in der ungezählten Masse der Internetblogs verschwindendes Blog – sondern ein Magazin schön und altmodisch auf Papier. Sie zog mit ihrem Projekt von Verlag zu Verlag. Alle winkten ab. Papier für junge Leute. Sehr komisch.

Also hat sie es selbst und allein gemacht. Mit dem noch viel altmodischeren Mittel der Subskription. Erst nachdem genug Käufer vorab vertrauensvoll ein Heft bezahlt hatten, wurde gedruckt. Gut über tausend Käufer brauchte sie dafür. Sie arbeitet inzwischen an der vierten Ausgabe. Es ist mühsam und etwas zäh. Wahrscheinlich wird die aktuell entstehende Ausgabe die vorerst letzte sein. „Es war ein Versuch. Nach vier Nummern kann man sagen: Es hat geklappt. Aber jetzt probiere ich halt wieder was Neues.“

Ein wenig wie die Heldin in Theresia Enzensbergers erstem Roman, der in ein paar Tagen erscheint. Er spielt in den Zwanzigerjahren in Weimar und in Dessau an der Bauhaus-Schule, später verlagert sich die Handlung nach Berlin. Die Heldin heißt Luise Schilling, ist jung und emphatisch orientierungssuchend. Sie sehnt sich nach Verbündeten, nach einer Institution, einer Gruppe, der sie sich anschließen kann. Sie wird an der Bauhaus-Akademie aufgenommen. Sie liebt die klaren Formen, die Bauhaus-Utopie der Schnörkellosigkeit und Sachlichkeit. Sie lernt bei Walter Gropius und Wassily Kandinsky. Sie ist eifrig, emsig, strebsam. „Ich will endlich dazugehören“, sagt sie.



Doch sie taumelt von Enttäuschung zu Enttäuschung. Auch diese Luise, ganz ähnlich dem Mann im Strauß-Manifest, scheint von Gummiwänden umstellt, die sie entweder weich umschließen, träge machen und ganz umfassen oder die sie zurückprallen lassen, ins einsame Suchen zurück.

An der Bauhaus-Akademie gibt es eine Gruppe, die sogenannten Itten-Jünger, eine esoterische christlich-hinduistisch-tantrische Gruppe, die der sogenannten Mazdaznan-Lehre folgt und die der Bauhaus-Lehrer Johannes Itten an der Akademie um sich geschart hat. Luise findet auch hier Aufnahme. Hier wird über Bücher und Kunst gesprochen, als ginge es ums Überleben. Sie, die Suchende, glaubt für Momente, endlich die ideale Gruppe gefunden zu haben, die Gruppe der Sinnlichkeit und Klugheit und Transzendenz.

Doch es ist auch hier zu viel falsch im scheinbar Richtigen. An der Bauhaus-Utopie beklagt sie schon bald die Blindheit für die Bedürfnisse der Menschen, die die kühl berechneten Häuser bewohnen werden. Und bei den Itten-Jüngern eine fatale Ignoranz gegenüber der Politik. Das Land, die Weimarer Republik, brennt um sie herum, und die schöngeistigen Studentinnen und Studenten treiben Ichbeschau: „Letztes Wochenende ist Walther Rathenau von Rechten ermordet worden, das ganze Land spricht über einen möglichen Bürgerkrieg, und wir? Wir reden über zerfließende Zitronen und unsere Diäten.“

Luise bricht aus. Luise sucht nach intensivem und verantwortungsvollem Leben und Arbeiten. „Muss Kunst nicht auch politisch sein in Zeiten wie diesen?“, fragt sie sich. Das Buch antwortet mit Ja.

Enzensbergers fast hundert Jahre zurückliegende Bauhaus-Welt wirkt in vielen Fragen ausgesprochen heutig. Heutiger oft als das Buch von Simon Strauß über unsere Gegenwart. „Ich finde es nicht besonders radikal, den radikalen Ideen von vor zehn Jahren nachzuhängen“, lässt Enzensberger ihre Luise sagen.

Und dass Kunst selbstverständlich politisch sein muss, diese Haltung teilt die Autorin mit ihrer Protagonistin ohnehin. „In der Kunstwelt war das

doch letztes Jahr geradezu ein Schock“, sagt sie jetzt im Gespräch. „Als Trump plötzlich wie aus dem Nichts gewählt wurde, und plötzlich war die Verzweiflung groß, dass die ganze zeitgenössische Kunst so unpolitisch war.“

Ihr Roman ist auch ein Buch über das verantwortungsfreie Taumeln im ästhetischen Raum. Vieles aus der Welt von damals spiegelt sich im Heute. Der Rückzug in esoterische Heilsversprechen oder aufs Land. „Das sehen wir doch heute auch, wie die dritte industrielle Revolution geradezu zu einer Fluchtbewegung ins Innere geführt hat“, sagt Enzensberger. Und dass aus dem anfangs Gutgemeinten im Politischen oft brutal Schlechtes entsteht, auch davon erzählt ihr Buch, in dem sie die spätere Anschlussfähigkeit der friedlichen Tantra-Vegetarier an die Hitler-Bewegung beschreibt.

„Es war und ist einfach alles nicht so eindeutig. Der rechte Verleger Kubitschek macht heute auf seinem Landschloss auch den Bioziegenkäse selbst.“

Hier sind zwei, Strauß und Enzensberger, die, jeder auf seine Weise, in ihren eindrucksvollen Büchern nach Antworten suchen. Umstellt von Traditionen und vorgeformten Antworten aus früheren Jahrhunderten, umstellt von Zynismus und Ironie und dem großen Egal. Vergangenes Wochenende sind sie beide ins Tessin auf den Monte Verità gefahren, den Berg der Wahrheit, auf dem vor mehr als hundert Jahren Lebensreformer, Künstler und Glückssucher sich eine Gegenwelt erträumten. Und von dem dann nach dem Ersten Weltkrieg einige hinabstiegen, um zum Beispiel in München ihre Fantasien in Regierungshandeln zu verwandeln. Mit fatalem Ausgang.

Sie haben eine neue kleine Gruppe gegründet, Strauß und Enzensberger, die Schriftsteller Nora Bossong und Jonas Lüscher gehören auch dazu. Sie treffen sich regelmäßig irgendwo, um über Europa zu reden. Gerade also auf dem Berg in der Schweiz.



Wohin weiter? Sie stehen am Anfang. Ihr erster großer Auftritt steht kurz bevor. Hans Magnus Enzensberger hat ganz am Anfang seines Schreibens – lange, lange bevor die Tochter Theresia auf die Welt kam – ein Gedicht geschrieben, das heißt „Geburtsanzeige“ und beginnt so: „Wenn dieses Bündel auf die Welt geworfen wird / die Windeln sind noch nicht einmal gesäumt / der Pfarrer nimmt das Trinkgeld eh ers tauft / doch seine Träume sind längst ausgeträumt / es ist verraten und verkauft.“

Und Botho Strauß veröffentlichte eine Weile nach der Geburt von Simon ein Buch, „Die Fehler des Kopisten“, das in weiten Teilen vom Glück des Vaters handelt, mit dem frischen Sohn, „Diu“ heißt er im Buch, die Welt neu zu sehen. Und von der Angst, ihn an die alte Welt, die alten Begriffe in der Welt zu verlieren: „Nichts schmerzlicher, als ein Kind, das zuerst alles begriff und leicht zu seinem Vorteil unterschied, eines Tages an die durchschnittliche Vernunft zu verlieren und im Jargon der Argumente und Informationen daherreden zu hören ...“

Zwei Kinder, längst erwachsen, haben sich frei gemacht von den Vätern. Simon Strauß sagt, auf die Frage, was er von seinem Vater mitbekommen habe, ins Leben, ins Schreiben: „Einen Erschütterungsauftrag.“ Theresia Enzensberger kann von keinem Auftrag berichten. „Er lässt mich einfach machen“, sagt sie. Und: „Ich bin da ganz frei.“

Simon Strauß: „Sieben Nächte“. *Blumenbar; 144 Seiten; 16 Euro.* **Theresia Enzensberger:** „Blaupause“. *Hanser; 256 Seiten; 22 Euro.*

Volker Weidemann

DER SPIEGEL 28/2017



FOTOS: Steffen Jaenicke / DER SPIEGEL

